

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 61 (1920)

Artikel: Peter der Ragger : Erzählung aus Nidwalden

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter der Ragger.

Erzählung aus Nidwalden.

1. Vom Spätschnäze.

Das Heimwesen hieß der Raggerrain. Jahrhunderte war die Familie des Ragger-peter auf diesem Heimwesen gesessen, hatte da gelebt, und keiner hatte dem Namen, den der Hof trug, Unrecht gegeben. Den Franken drehte auch der Peter mindestens zehnmal, bevor er ihn ausgab, den Rappen dreimal, und die Krämer im Dorfe behaupteten steif und fest, man könne jedes Geldstück, das vom Raggerrain komme; so abgeschliffen sehe es aus.

Wenn die vom Raggerrain so sparsam waren mit andern, so war es die Sonne um so weniger mit ihnen. So von Licht überschüttet und so braun gebrannt war kein Haus, so geleuchtet und gespiegelt hätten keine Fenster wie die des Hauses an der Sonnenhalde, wenn die Seife nicht zu teuer gewesen wäre.

So aber waren die Fensterscheiben blind und schillerten blau und rot und lugten und ängten nur in die stille Häuslichkeit hinein, die sich ihnen zeigte; was draußen war — hä pah! — man durfte nicht alles sehen.

Peter war mit seiner Frau am Spätschnäze. Neben ihm lag der Weizstein und Haufen von hohen Speckriemen. Das große breite Messer mit dem braunen Griff fuhr schnalzend und haarscharf durch den hellen weißen Speck und trennte ihn von der Schwarze ab, so sorgfältig, daß nur die hellbraune Schwartenrinde zurückblieb. Dann klatschte Peter die leere Schwarze auf den Tisch hin, wie etwa den Triumphbauer und legte sie sorgfältig zu den andern. Man hätte meinen können, es wäre ein Haufen Banknoten, so sorglich lagen sie aufeinander.

Auf dem tiefen Grunde der Augen Peters war ein verschmitztes Leuchten, wenn er zur Frau hinübersah. Für 20 Platten Herdäpfelschnize mußten diese Schwarten ausreichen — sonst.

Die Frau des Peters bemühte sich mit zusammengebissenen Lippen um die gleiche

Kunst wie ihr Mann. Jedes Mal nahm ihr aber der Mann die Schwarze weg, um die wenigen weißen Punkte Speck, die noch übrig geblieben waren, sorgfältig wegzuschneiden. Dabei runzelte er zornig die Augenbrauen und tadelte mit unterdrücktem Hohn: „Nei, Seppi, so schniit mä nid d'Schwartä ab.“

Das Seppi aber sah schon genau, wie es für jede Schwarze einst müßte Rechenschaft geben, kniff die Augen zu, bis noch ein wenig fester auf die Lippen und sagte nichts.

Nun lagen die Schwarten schön aufgeschichtet da, die Speckriemen waren friedlich nebeneinander gelagert, gleich groß und ebenmäßig. Nun galt es sie zu zerschneiden. Das machte Peter immer allein, und gleichmäßig wurden die Würfel geschnitten, das war sein Stolz. —

„Das tuäts jez wieder fir näs Fahr! hä Seppi?“

„Ja, das tuäts.“

Peter und sein Seppi redeten sehr einsilbig miteinander, sie konnten einander schon längst die Gedanken ablesen, und wenn sie miteinander plauderten, so wars halt eine alte Gewohnheit. Peter rief den Ton und in schwachem Echo kam vom Seppi zurück, mit wenigen leeren Worten. So wie der Fels das Echo dir zurückruft, ohne viel Liebe und Verständnis.

„Dä Späck gid viel Uisglahnigs? was meinscht?“

„Ja, i glaibäss ai.“

Sie redeten gleichgültiges Zeug, weil ein jedes die gemeinsame Wunde nicht berühren wollte, die sie so schmerzte.

„Dui“! Nun war ein eigener Ton in Peters Stimme, daß das Seppi auffah.

„Dui, isch dr Sepp im Gadä änä?“

„Aer wird wohl dänä sii.“

„S'isch besser, s'isch besser, das unmäziäle und das Schleipfizig chamers nid!“

„Miär ai nid.“

Dann schwiegen beide.

Das Messer knirschte durch den Speck

auf dem harten, ahornen Tische auf, wie wenn ein Auerhahn zu balzen anfängt; die Speckwürfel kugelten über den Tisch hin, gleich balgenden Kätzchen. Das Seppi saß da und schaute mit fettigen, ineinander gefalteten Händen ihrem Manne zu.

Beide dachten an ihren Buben, den Sepp, ihren Einzigen und ihr Stolz bis dahin.

Im Gesichte des Peter lag etwas Steinernes, Hartes. Die strenge Hackennase und der verbissene Zug um den Mund verkündeten einen unbeugsamen, trockigen Willen.

Der Rücken des Seppi war etwas krumm, die Hände abgearbeitet und die Finger an den Fingernägeln aufgerissen; das Gesicht und der Mund waren lauernd und boshaft. Wie Krähentränen die fleischlosen Hände.

„Hol d'Muttä“, brummte der Peter

Die Frau kam bald mit einer großen „Mutte“ hinein und füllte sie mit Speck.

Aber kein Lächeln kam über beider Gesichter bei dem prachtvollen Segen. Mürrisch füllten sie die Mutte zweimal.

„Aer hed nid so gar gruifig ergäh, dr Späck“, meinte Peter.

„Nei nid extra!“

In der großen Kupferpfanne zischte und brodelte es bald und wohlige Fettgerüche durchzogen das Haus. Peter ging in den Stall mit breiten, festen Schritten. Die Hände in den Hosenäcken zur Faust geballt und die Hosen weit auseinanderziehend. — Wenn irgend ein Aerger auf dem breiten Rücken Peters saß, dann ging er immer so.

2. Kein roter Rappen.

Sepp war lustig wie ein Spatz. Im „Barnen“ lag das kräftige Heu, und die Kühe schwanzten vor Wohlbefinden, wenn sie mit den mächtigen Mäulern im duftigen Futter wühlten.

„Billertal, du bisch mei Fraid“, mit prächtiger Stimme sang er sein Leiblied und dazwischen tätschelte er der einen oder andern Kuh den Rücken oder kraute sie zwischen die Hörner.

Als ein dicker Schatten in der Stalltür erschien und eine metallene Stimme rief: „He, Sepp, bisch ai neiwä lustig!“ da

wischte sich Sepp verlegen das Heu aus den rötlichen Haaren und das „sakrisch Schneid“ verlor sich zwischen den Zähnen und kroch verschämt in den Kehlkopf zurück. Die Kühe aber klemmten die Schwänze ein und warfen aufgeregt das Heu über den Barnen hinaus.

„Mä hed dänk s' Hai zum versudlä, hä Sepp, s'isch dänk vergäbä? — so Hiifä go anaghiä.“ —

„Nei, Vater, i ha rächt g'hirtet! I verstahs doch afig — bi altä gnuäg.“ —

„Was seisch, Buäb? ä Schlufi und ä Schlampi bisch, hesch dänk dr Chopf wieder am Bättelpack, dr Lumpäbandi — hä?“

Sepp sah den Vater mit blickenden Augen und blutleerem Gesichte an: „Vater, red nid so, s' Meitli isch rächt.“

„Rächt isch, seisch du? ja, imä Fezel und Buäbli, we du bisch, scho, so äs Schnuderbeggi-Buäbli will scho hirata, hä, hä! und de mi ä so eini.“

„Vater!“ rief der Sepp wütend: „d a s han-i nid verdiänäd.“

Drohend ballte er beide Fäuste und trat auf Peter zu.

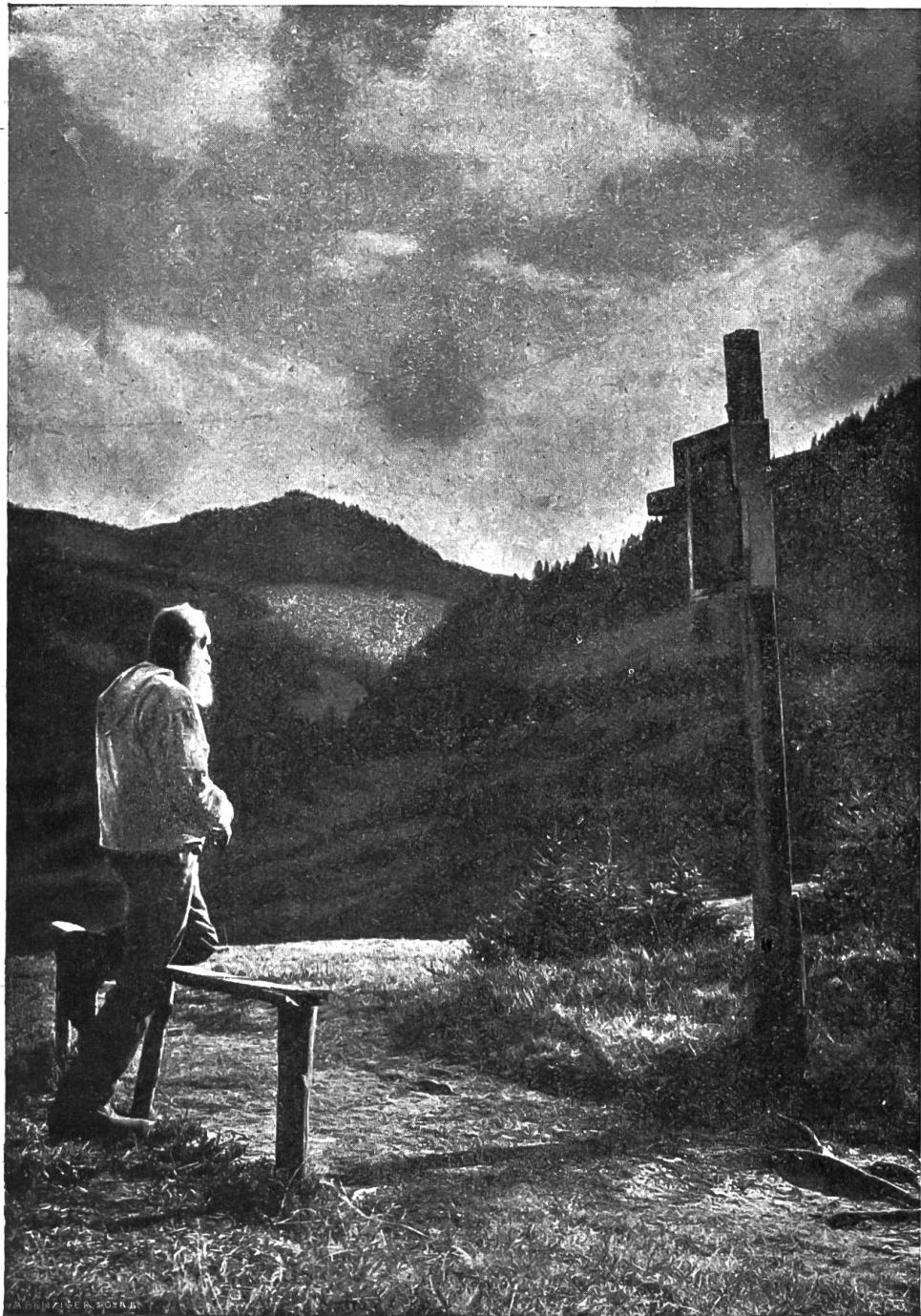
„Vater, Vater, jetz red' anders oder es git äs Unglück.“

Peter maß den Sohn von oben bis unten, in ihm erwachte die alte Raufnatur wieder, die ihn zu einem der gefürchteten „Händelstifter“ gemacht hatte.

„Keis Wort nimi zrugg“, schrie er. „So häb.“ Ein mächtiger Faustschlag sauste ihm ins Gesicht. Er taumelte, dann packte er den Sepp mitten um den Leib und hob ihn hoch, um ihn auf den Boden zu schleudern, flink und schlank entwand er sich ihm. Jetzt stießen sie einander durch den „Schorgang“, bald war der eine, bald der andere im Vor teil. —

Stöhnen und Aechzen, unterdrückte Flüche — knirschend wehten sich die harten Nägel der Schuhe auf dem Zementboden. Peter keuchte schwer; Sepp war flinker und hatte den besseren Atem. Jetzt war Peter nahe dem Fall — — —

„Für Eslä, was machid 'r da“, schrie das Seppi mit gellender Stimme; es hatte das zornige Gezänke gehört und war nun rasch hinübergesprungen: „Sepp, dänk ai dr Vater!“



Des Heilands Abendgebet. Nach einer Photographie von F. Richner.

Da gab es Sepp einen Ruck: er riß sich blitzschnell los und sprang durch das Futtertunnen davon, ohne ein Wort zu sagen. Peter setzte sich keuchend auf einen Haufen Streu und weinte vor Zorn laut heulend in die Hände hinein. — — —

Ein Winterwetter wie seit Jahren nicht mehr, zog durch das Land. Die Flocken jagten einander der Erde zu, als ob sie sich um ihr Plätzchen stritten. Ein Wind, scharf wie Nadeln, traf die Haut. Hundewetter, brummten die Dörfler und die Bauern; Sauwetter sagten die Studenten und die gebildeten Herren im Dorf, Schweinewetter die zimperlichen Jungfräulein. Alle waren einig, so schauriges Schneetreiben habe man noch nie gesehen, man hielt fein säuberlich die Nase daheim in der warmen Stube, und wer sie hinaustragen mußte, hätte sie gern in Papier oder in Flanell eingewickelt, wenn es gerade Mode gewesen wäre. Aber das Schneewetter war Mode und das Einwickeln nicht, und so mußte man die Nase in Gottes Namen erfrieren lassen. Die zarten Schneeflocken waren auch schuld, daß manche schmucke Dorftochter halbstundenlang in Staunen und Bewunderung das vor Kälte gerötete Näschen im Spiegelschrank ihres Schlafzimmers betrachten mußte.

Die Stube im Raggerrain war schwach geheizt. Peter lag auf dem Bänklein am Ofen und schmauchte aus seinem Pfeifchen Heublumen; so spürte er die Kälte nicht und konnte sich den Rücken wärmen. Durch ein Fenster sah er auf den Weg, der die seitliche Halde zum Hause hinunterführte.

„Grad wenä Chrot, wenäss Guiximändli“, brummte er in sich hinein: „s'isch rächt, diä settid all ä so miässä, b'sonders diä Jungä, hä, hä, hä“; er lachte hart und hämissh.

Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund und spuckte in einem großen Bogen gegen das Kanapee hinüber.

Den steilen Weg hinunter kroch ein gebücktes Frauchen. Der Schneesturm blies ihr die Röcke auf; jeden Schritt ging sie vorsichtig und suchte mit dem Stock den Weg ab, um nicht in die hohen Schneegwäxten hinauszugeraten und dann den Hang hinunterzufallen. Nun hatte sie richtig einen

Fehlritt getan und fuhr langsam mit dem Schnee dem Raggerhause zu, mit Armen und Beinen sich während und suchend, wieder auf die Füße zu kommen. —

Diese ihre eitlen Kraftanstrengungen hatte Peter beobachtet und lachte nun schadenfroh. Dann drückte er den Rücken hart an den Ofen in wohligem Wärmegefühl und brummte:

„S'isch rächt, as sie chund, diä Blißg.“

Ein schüchternes Klopfen: ein Vogel hätte nicht verschämter an deine Fensterscheiben geklopft, um Futter zu erbetteln, als dieses schene Pochen war.

„Nur inä.“

Ein Rauschen von Röcken vor der Türe; man machte sich eifrig noch einmal die Kleider zurecht und scharrete mit vielem Gebräuschen den widerspenstigen Schnee von den Schuhen weg.

„He, sä chenid doch inä“, lärmte die harte Stimme Peters. Das Frauchen trat in die Stube mit zaghaftem und unruhigem Schritt.

„Guätä Tag, Peter.“

„Mänd nur ä Stuäl und hockid ab“, sagte Peter ohne Gruß.

„Wes guchäd, hä?“ sagte schüchtern das Frauchen, nur um etwas zu sagen. —

„Sälb gsehni ai, iär sind schen da abbä krottät, hi, hi — was wennder?“

Peter lag auf dem Ofenbänklein und steckte, so unbequem es war, die linke Hand in den Hosenbändel, mit der Rechten stützte er den Kopf und die Pfeife streckte er gerade hinaus, so fest bissen seine Zähne in das Mundstück.

„Was wennder, hä?“ und er ließ das rechte Bein über das Ofenbänklein hinunterbaumeln.

Das Stoßigberg-Theres und der Ragger-Peter waren Nachbarn, aber keine guten. Vor etwa zehn Jahren hatte Peter dem Stoßigberg-Chasp einige Tausend Franken ausgelehnt. Der Chasp hatte den Milchbrand im Vieh gehabt und hatte fast den ganzen Viehbesitz schlachten und in den Boden verlochen müssen. Chasp ging zum Peter und bat ihn: „Leih mir das Geld, das ich brauche, um meinen Viehstand wieder aufzubringen.“

„Hast Hinterlagen?“ fragte Peter.

Da holte Chasp einige Gütlen aus dem grünfarbigen Reissack heraus, den er bei sich hatte: einige gute, aber die meisten außer der Güterschätzung.

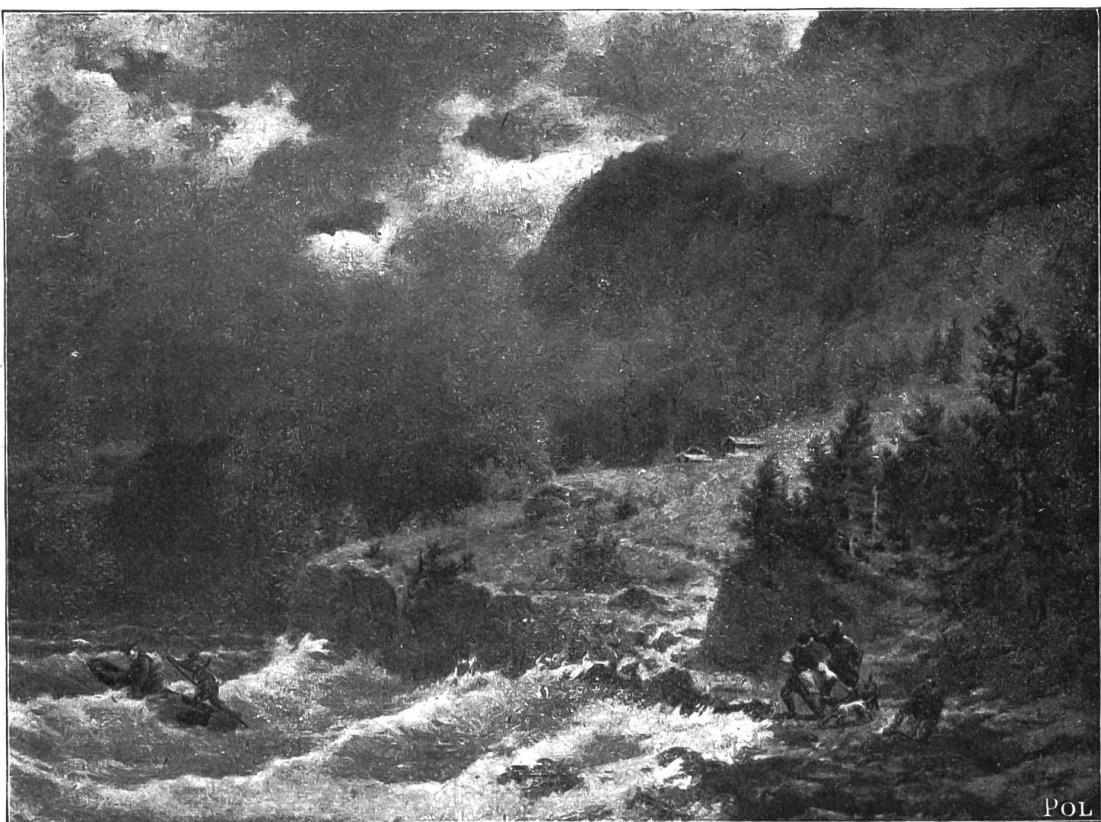
Hm, hm, hatte der schwerreiche Peter da gebrummt. „S' isch nüd alls viel wärt, Chasp.“ Dann hatte er seinem Gesichte eine wohlwollende Falte gegeben.

„Wills duß bisch, Chasp, tuänis um 7 %, aber diä ußer dr Güterschätzig nuäsch nier

Peters einziger Sohn und einziges Kind, in die älteste Tochter des Chasp vergafft, ins Marie, in so ein bettelarmes, elendigliches „Gof“.

Jetzt wollte der Peter einmal dem Theres den Standpunkt klar machen und wollte es sich nicht fügen, Gewalt brauchen.

Peter setzte sich langsam auf, bog das linke Knie krumin und legte die Hände darüber. Dann sagte er zwischen den Zähnen hinaus:



Tell rettet den fliehenden Konrad Baumgartner von Altzellen.

Nach einem Gemälde von Jost Muheim.

„5 Jahrä zuggzählä.“

So war der Chasp froh heimgegangen und der Peter hatte sich behaglich die Hände gerieben und ihm nachgeschaut.

Nun war der Chasp schon sechs Jahre tot, er war von sieben Kindern und einer kränklichen Frau weggestorben und hatte seine Schulden noch nicht tilgen können.

Seitdem Chasp tot war, happerte es mit den Zinsen und mit dem Zurückzahlen erst recht.

Und nun, — da hatte sich der Sepp,

„Chuisch wägum Gäld, hä?“

„Ja!“

„Hesch dr Ziis?“

„Nei!“

„So!! niid!“ Peter erhob sich aus seiner gleichgültigen Haltung, seine Augen sprühten Feuer. „So niid, wägärum chuisch de?“

„Chenntisch mer nüd eppis nah lah, Peter?“

Jetzt fuhr Peter holzgerade auf seine Beine, die Hände umklammerten den Pfeifenkopf, daß er fast zerbrach, dann trat er nahe

vor das schwache Weiblein hin, so daß Theres erschrocken zurückfuhr.

„Diär, Theres, i diär, nei!“

Da klagte ihm Theres ihr Leid, das ganze Jahr nichts anderes, als der Kampf mit dem Hunger; die sechs jüngeren Kinder hätten so hungrige Mäuler und könnten nichts verdienen. Nur s' Marie, ja das könnte, es wäre ein gutes Kind, aber wenn eine Mutter krank sei, müsse es daheim bleiben und arbeiten.

Dem armen Stoßigberg-Theres standen die Tränen in den Augen. Und dann die Knechtenlöhne fressen alles weg, alles. Nur etwas Geduld, nur ein wenig, in ein paar Jahren seien die Buben nachgewachsen, und dann könnte man so leicht alles bezahlen, nur noch 3—4 Jahre Geduld.

Peter stand mitten in der Stube und betrachtete das Frauchen, wie ihm die kugeligen Tränen zwischen den Fingern herabrannen; dann wandte er sich ab und stampfte auf den Boden, daß das Haus erzitterte.

„So, so Geduld, daß diis brav Mariili mii Sepp besser cha äwägischä, hä?“ Peter stieß diese Worte mit einem Ingrimm heraus, daß Theres sich in eine Ecke flüchtete wie ein zitterndes Bögelein.

„Nei, nei, s' Marie tuäd niid schlächts!“

Da äffte Peter s' Theres nach: „Nei, nei, s' Marie tuäd niid schlächts, dä Sepp, mii Buäb, z'fischä, isch niid schlächts, dänt, hi, hi, gäll das tät dr g'fallä.“

Peter ließ sich auf einen Stuhl fallen, der neben dem Tische stand, schlug mit der Faust auf den Tisch, zweimal, dreimal, daß das Holz stöhnen aufknirschte.

„Da s säg dr, Theres. Das Gschlaipf zwischetum Sepp und um Marie muäb uifherä, und du zahlsch imänä Monet d'Ziisä und d'Abzahlig, fuscht schick dr dr Weibel is Huis. Hesch verstandä?“

Ja, Theres hatte verstanden. Zweimal versuchte es noch, das harte Herz Peters zu rühren und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Peters ingrimmiger Blick und seine drohende Haltung waren wie eine nervige Faust, die ihr den Mund verschloß.

Peter öffnete die Türe und sagte hart und laut: „Gang!“

Theres ging, so arm und weinend mit blutendem Herzen, in den eisigen Winter hinaus. Die frostigen Schneeflocken waren weicher als die kalten Worte des harten Mannes und fielen sanft und lind, wie eine tröstende Mutterhand auf das arme Frauchen nieder.

„Niid ä rotä Rappä hätt' er mer g'schänkt, niid ä rotä Rappä, und dr Weibel im Huis.“

Theres schluchzte diese Worte halblaut in sich hinein und stampfte durch den Schnee dahin. Oben in der Stube des „Raggerhauses“ stieß jemand ein Fenster auf und schaute hinaus, und eine tiefe Stimme brummte einen halblauten Fluch. Theres tat keinen Blick mehr zurück. Es ging traurig den Abhang hinunter, dem Dorfe zu; in dem alten Kirchlein war ein Tröster, der niemals hart war; — dort wollte es ein Halbstündlein lang beten.

3. Der Sepp und s' Marie.

Seit jenem Tage, da der Sepp sich am Vater hatte vergreifen wollen, war er ein anderer geworden. Trübe schlich er im Stall herum, tat, was er tun mußte, aber nicht freudig, sondern in sich gekehrt und unwillig.

Er saß oft stundenlang auf einem Haufen Streue und saßt vor sich hin. Die Leute, welche die Verhältnisse auf dem Raggerrain kannten, meinten: „Wenn dr Sepp si nur nid hinderfimmel.“

Seit wann hatten sich der Sepp und s' Marie eigentlich lieb? Sepp wußte es selber nicht recht.

Als man den Chasp vom Stoßigberg zu Grabe trug, da war s' Marieli am Grabe des Vaters gestanden im schwarzen Gewändlein wie ein geknicktes, vom Reif geschwärztes Edelweiß. Da hatte Sepp gedacht, wenn er das kleine Mädchen da nur in seine starken Arme nehmen und schnell heimtragen könnte, er würde es halten wie sein Schwesternchen und es recht lieb haben. Und bei diesem Gedanken waren ihm die Tränen ins Auge gekommen. Seitdem konnte er s' Mariili nicht mehr vergessen.

Das Stoßigberg-Haus war nur etwa 10 Minuten vom Hause im Raggerrain

entfernt, so hatte Sepp oft Gelegenheit, das Mädchen zu sehen. Es wuchs stattlich heran und trug nun seine 20 Jahre mit lachendem Frohsinn und leuchtenden Augen. Die traurige Zeit der Jugend schien es vergessen zu haben, trotzdem die Arbeit Tag und Nacht drängte. Sepp war in den letzten drei Jahren oft hinübergesprungen und hatte schnell ein Wort mit dem Mariili gewechselt; hatte die Arbeit daheim doppelt flink gemacht, um rasch etwas im Stožigberg helfen zu können. Die Mutter im Stožigberg war

Da führ der Sepp im jähnen Zorn auf.
„I muäf hiratä, und nid dr Vater,
s' Marii wili und lei andri.“

Der Marie aber war der Sepp recht... Im Dorf tuschelte man: die Theres sei doch eine besonders schlaue, daß sie es verstanden habe, den reichen Sepp ihrer Tochter ins Garn zu locken. —

Wenn irgendwo zwei wackere Hausfrauen beieinander standen und Theres vorbeiging, glänzten und spiegelten im Sonnenschein die silbernen Haarnadeln, daß man beinahe ge-



Landesgemeinde in Uri.

nicht eine von denen, die ihr Kind mit aller Gewalt unter der Haube haben wollte; das wollte sie, ihre liebe Tochter glücklich sehen. Sie hatte schon lange bemerkt, daß sich etwas zwischen Sepp und Marie vorbereite, und hatte es nicht gern gesehen: „Peter würde dich nie als Schwiegertochter annehmen, und wenn auch — du hättest eine Hölle im Naggerhof“, warnte sie. Und auch dem Sepp hatte Theres oft gesagt: „Mach dem Marie nid Hoffnig, äs cha ja doch niid guäts druis gäh.“

blendet wurde, so eifrig gingen die Köpfe auf und ab in der eiligen Rede.

Aber im Herzen Theresens war nicht Sonnenlicht, sondern viel Schatten und Angst und insgeheim doch die leise Hoffnung, Gott möchte es fügen, daß die Beiden glücklich würden.

So betete sie jeden Tag für das Glück ihrer ältesten Tochter. Marie aber wurde traurig, wenn die Mutter immer wieder warnte. Die Antwort waren rotgeweinte Augen am Morgen, und oft wusch Marie

im geheimen die tränennassen Kopfkissen, damit die Mutter doch nichts merke, und pfiff und sang wie eine Amsel, um den geheimen Schmerz im Herzen zu übertönen.

Vom Kampfe zwischen Vater und Sohn wußte nun Marie, und daß es ihretwegen geschehen sei, hatte der Sepp nach langem Drängen schließlich auch gesagt. Jetzt kam erst recht Angst in das weiche Mädchenherz.

„Miär wend usenand, Sepp“, hatte Marie geschluchzt, „dii Vater will ä sonä armä Hotsch nid!“

„Häb di still, bis still!“, und Sepp drückte die Hand Marie's, daß es laut auffschrie. „So redisch mer niä meh, gäll; i bi kei Lump — i will nid Gäld, i will dich.“

Und als Marie den Sepp sah, weiß wie Schnee das Gesicht, mit funkeln den, irrenden Lichtern in den Augen, bekam es erst recht Angst.

„Nimm di zämä, nimm di zämä, Sepp, luäg i ha di ä so liäb, aber ohni Elteräfägä magi nid hirata.“ —

Da fuhr der Fähzorn wie ein Blitz aufs neue durch Sepps Glieder. Er ballte die Fäuste, daß die Fingernägel Furchen in die Hände gruben und schrie: „So niid, so niid, was hed ebbä dr Raggerpeter für nä Sägä, dr Guiztiifel, dr eländ.“

„Sepp, s'isch dii Vater, red nid so.“

Sepp biß auf die Lippen und kaute daran, wie an einer harten Brotrinde und spuckte das Blut hinaus, als die Lippen zu bluten begannen.

„Nei, Sepp, nei, nimm di zämä; mer wend usenand, luäg, äs gahd nid, mer werdid fust bedi ugliclich.“ Marie legte die Hand auf seine Schulter und streichelte ihm das Haupt. Da schüttelte Sepp die lieblosende Hand mit einem jähnen Ruck von sich und lief fort, mit finsterem, drohendem Gesicht. „Ums verrodä lahni nid vo der“, rief er Marie nach einigen Schritten zurück; der breite wuchtige Fuß drang tief in den weichen Schnee ein. Jeder Schritt, mit trozig zurückgebogenem Oberkörper hingestampft, war ein neuer, harter Vorsatz. —

4. Hartes Los.

Einer düsteren Eule gleich, hockte der Unfriede auf dem Dache des Raggerhauses.

Vater und Sohn gingen aneinander vorüber wie Fremde. Peter brütete finstere Pläne und besprach sie oft mit seiner Frau. Wenn man denen vom Stoßigberg jetzt das Anleihen kündigte und die kündbaren Gültten dazu, müßten sie fort vom Stoßigberg und — aus den Augen, aus dem Sinn: der Sepp würde dann schon wieder Vernunft annehmen. Sepp aber wurde immer verschlossener; wenn Vater und Mutter sich verständnisvoll ansahen, wechselte jähes Rot und kaltes Weiß auf seinem Gesichte. Auch sah die Mutter, daß hie und da eine Gabel krumm und ein zinnener Löffel Spuren von harten Zähnen aufwies. Aber schon als Knabe hatte Sepp so jähre Anfälle raschen Zornes gehabt und war immer wieder gut und sanft wie ein Lämmlein geworden. So würde er auch jetzt wieder nach und nach die jähre Liebe zum Marie ablegen, dachten die beiden Leute vom Raggerhof.

Und was der Peter plante, das führte er auch durch. — Mit mächtigen, lang messenden Schritten ging Peter dem Stoßigberg zu. Die Freude wollte er genießen, wie Theres sich vor ihm winden würde in ängstlichem Weh. 4000 Franken gekündeter Gültten und 2000 Franken gekündigtes Anleihen trug er bei sich fein sichtbarlich auf der amtlichen Kündigung; Theres würde Augen machen, und Sepp könnte ja noch ganz anders die Augenbrauen zusammenziehen, als damals, da er vernahm, wie Peter die Theres so schimpflich in den Winter hinausgejagt hatte.

„Hi, hi!“ lachte er in sich hinein, „dem Sepp wollte er die Muggen vertreiben und der Marie und der Theres auch.“

Theres sah Peter kommen; sie war allein daheim und ahnte, was geschehen sollte. So ging sie schnell in die Hausflur hinunter und verschloß die Türe. Weibliche Neugier trieb sie aber doch an eine verborgene Spalte, durch die man bequem den Eingang übersehen konnte: sie lauschte und schaute.

Peter kam mit einem halben, ingrimmigen Lächeln auf den Lippen die Stiege hinauf. Er ging breit und polternd; jeder Schritt klang Theres in die Ohren, als ob er sagen wollte: dies Haus ist mein, dies Haus ist mein; so selbstgefällig geht man sonst nicht über eine fremde Stiege hinauf.

Peter drückte die Türklinke; mit trockiger Kraft gab die nicht nach, denn Theres hatte noch zur Vorsicht ein Holzklötzchen untergeschoben. Verwundert schaute Peter die Türe von oben bis unten an, versuchte noch einmal zu öffnen, aber es ging nicht. Beim dritten Versuch drückte der Raggerbauer den breiten, wuchtigen Leib gegen die Türe, aber sie gab nicht nach.

„Miera, i verwitsch-di-glich, du Drückä!“ brummte Peter vor sich hin, und stapfte ungründig davon.

amtlichen Zahlungsbefehl, und da konnte Theres nicht mehr in weiblicher Furcht die Türe verschließen, sondern mußte ihn hineinlassen. Der Weibel kam mit Tränen in den Augen ins Haus; er hatte ein weiches Herz, aber wie Theres selber keine überflüssigen Goldstücke. Theres und Marie lasen das Schriftstück, weinten und schrieen laut, so daß der Kleinsten, der achtjährige Franzli, sich erschrocken hinter die Schürze der Mutter verbarg und bat: „Nid briälä, Muätter, nid briälä!“



Landesgemeinde in Glarus.

Bevor er heimging, schaute er zwei- und dreimal zurück und brummte und murrte in sich hinein, nicht eben gut gelaunt, er dachte mit seinem in Ränken geübten Sinn: „die hat mich genarrt“, aber an ihm bemerken sollte sie es nicht, und wenn sie auch aus irgend einem Spalt herausspionierte: nein, der Raggerpeter ließ sich weiter nichts anmerken, aber zu rächen wissen würde er sich, ja das würde er. —

Er verstand es, sich zu rächen. In den nächsten Tagen kam der Weibel mit dem

Da schluchzte Theres erst recht auf und tätschelte dem Knaben die tränennassen Wangen, und wußte nichts weiter zu sagen als: „O, du guäts Chind, du guäts Chind!“ Mutterliebe, die nicht helfen kann, verschmäht viele Worte, kann aber doch mit wenigen weichen Worten trösten, daß das junge betrübt Herz aufgeht gleich einer in der Nacht geschlossenen Blume, die das erstehende Sonnenlicht aufweckt. —

Der Weibel ging, er kam wieder; er mußte mit Pfändung drohen. Theres suchte

Geld bei ihren Verwandten und fand keines, das Gut sei streng „verhig“, Theres eine schlechte Zinserin, alles sei bis zur letzten „Rafä“ schon übergültnet; 100 Worte bekam Theres für eine Bitte, aber kein Geld. Bis endlich ein entfernter Verwandter, ein reicher Kauz mit vielen kräftigen, arbeitsfrohen Söhnen erklärte: er wolle den „Stožigberg“ kaufen um das was darauf laste, und auch das Geld, das Theres dem Raggerpeter schulde, wolle er zurückzahlen.

Theres hielt die „Freundschaft“ zusammen, ihre nächsten, vorher so harten Verwandten, sie kamen mit ängstlichen Gesichtern und ersorgten, sie würden wieder angebettelt. Aber als sie sahen, daß der alte Kauz das Heimwesen nicht ungern kaufte, glätteten sich ihre Stirnen und sie wurden selber kaulustig, rückten unruhig auf ihren Stühlen hin und her, sagten: „Hm, hm, der Stožigberg sei eigentlich mehr wert“, so viel würden sie auch bezahlen, ja noch etwas mehr; man dürfe Theres mit seinen Kindern nicht so auf die Straße setzen; es sei doch Blut von ihrem Blute. Und manch einer zerdrückte eine kaum geweinte Träne vor Rührung über seine eigene Barmherzigkeit.

Schließlich erklärte sich der Käufer bereit, 2000 Fr. mehr zu bezahlen. Und als der Kauf abgeschlossen war, da drückte der eine und andere die Hand der Theres so hart, daß sie hätte aufschreien mögen und zwinkerte ihr mit einem Auge verständnisvoll zu und hätte gern ein Lob von der geplagten, gepeinigten Mutter gehört für sein schlaues Vorgehen. Theres aber blickte an ihnen vorüber und sah mit leeren Augen ins Weite; denn sie wußte, ihre harten Verwandten waren jetzt nur gut zu ihr, weil es aus einem fremden Geldsäckel ging. —

Als Theres mit ihrer Kinderschar und den armseligen Habseligkeiten auszog, stand manche barmherzige Dorffrau daneben und schaute zu und drückte ihr schnell eine Gabe in die Hand.

Peter aber lag oben im Wald, der an den Stožigberg angrenzte und schaute, hinter einer rauh-schuppigen Tanne verborgen, der „Zügleten“ zu: Ha, jetzt könnte sein Sepp, der „Lali“, das Bettelmeitli heiraten! Aber was war das? War das nicht sein Leiter-

wagen, auf den ein starker, breiter Mann die Betten und Kommoden und all die kümmerlichen Möbel aufslud? Ja, und waren das nicht seine beiden „Zwicke“, der „Bär“ und der „Luchs“, und der Fuhrmann, der jetzt auffaß, nach der angestrengten Arbeit und sich den Schweiß abwischte, war das nicht sein Sepp? Ein solches Nestuch, ja das war ja das, das ihm seine Frau einmal von Luzern heimgekramt hatte, jetzt wieder fuhr er mit ihm übers Gesicht, und jetzt schwang er die Geisel, ja das war sein Sepp, so „chleppte“ keiner weit herum, den Ton kannte er.

„Dui cheibä Buäb!“ entfuhr es Peter zwischen den hart zusammengebissenen Zähnen, und er ging heim voll Wut und Ärger, das wollte er ihm heimzahlen, dem Buben, dem elenden, verfluchten Lumpen.

Theres zog mit ihrer geringen Habe ins Nachbardorf, das eine kleine Stunde entfernt lag. Die Stožigbergfrau ging schweren Herzens weg, der Boden, wo die Kinder wie junge Bäume als gesunde Menschen im eigenen Boden hätten aufwachsen können, gehörte ihnen nun nicht mehr. Und wie oft verliert auch die Seele den Halt, wenn der Leib nicht mehr auf der eigenen Scholle leben kann.

Beim Kirchlein ging Theres nicht vorbei; sie ging in die dämmernde Stille des Gotteshauses hinein und betete für ihre Kinder, besonders für die Marie und den Sepp und selbst für den Raggerpeter einige Vaterunser, daß ihm sein Geiz nicht zum Fluche werde. Das Lichtlein vor dem Tabernakel brannte still und ruhig, und in ihr Herz kam die Ruhe der Gottergebenheit.

5. Wie der Sepp seinem Vater den Tisch klopste und was dieser tat.

Peter hatte darauf gerechnet, seinem Sohne möglichst rasch den Standpunkt klar zu machen. Aber als Sepp beim Abendessen seinem Vater gegenüber saß, würgte Peter den Ärger mit der Suppe in vollen Löffeln hinunter. In Sepp arbeitete etwas: die Hände zuckten und ballten sich frankhaft, und eine Gabel lag bereits krumm auf dem Tisch, stets ein Zeichen bei Sepp, daß er die innere

Wut kaum mehr bemeistern konnte.

So gingen die drohenden Wolken ohne Gewitter vorüber. Fernes Wetterleuchten lag in den Blicken, mit denen die beiden einander maßen, aber zum Ausbruch kam der Sturm nicht.

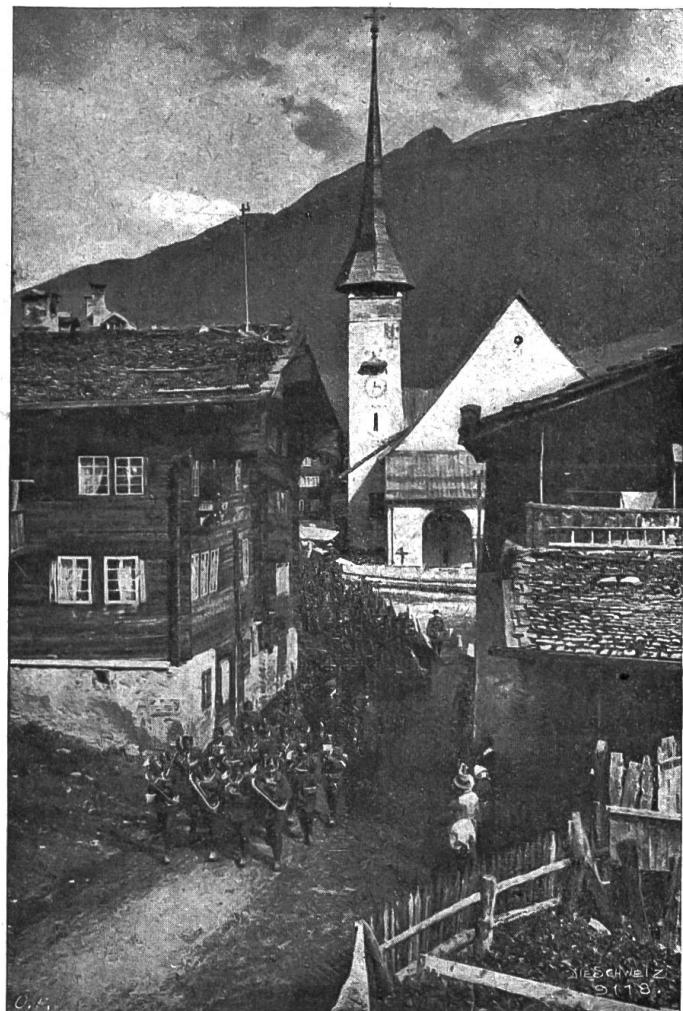
Peter hätte gern losgebrochen, aber seinem stierennackigen Sohne gegenüber wagte er es nicht recht, er kannte dessen unheimliche, wilde Kraft. So redete sich Peter in einsamen Selbstgesprächen in die nötige Wut hinein, um schließlich doch den Mut zu haben, loszubrechen. Sepp blüttete finster vor sich hin. Marie hatte ihn gewarnt, wenn er mit dem Vater in seinem wilten Zorn noch einmal Handel anfasse, so sei es aus zwischen ihnen. Und Marie konnte Ernst machen, das wußte er. Sie hatte es schon nicht dulden wollen, daß Sepp beim Umziehen ihnen behilflich war, und hatte ihm für seine Arbeit kaum recht gedankt. Dem Vater etwas zum Trost tun und wenn er auch Unrecht getan habe, könne nie Segen bringen, so hatte sie ihm gesagt, und das wuhrte ihn, daß gerade sie dem Vater holf. Er verstand das gute Mädchen eigentlich wohl, aber die Erbitterung gegen den harten Vater, der ihrem gegenseitigen Glück so töricht im Wege stand, hatte ihm den klaren Blick geraubt.

So haderte Sepp in seiner Verbitterung mit allem, selbst mit dem Herrgott, und seine

heftige Natur sprühte Feuer beim geringsten Widerspruch, den er erfuhr. Des Nachts bis er oft in blinder Wut in die Bettdecke hinein, wenn er über seine Geschicke nachsann. Die Augen waren dann am Morgen siebernd vor Schlaflosigkeit und von ungeweinten Tränen und ein eigenes, unheimliches Leuchten erfüllte sein Gesicht. Die Mutter sah die merkwürdigen Veränderungen an ihrem Sohne wohl und bekam allmählich Angst. Peter aber meinte: „Mer wend dr Stiär ä chli la putschä, er gid de scho nachä, wenn er gsehd, daß alles niid nikt.“

Peter bekam den nötigen Mut. Es war mitten in der Zeit des Heuens. Peter war am Morgen um 4 Uhr aufgestanden, war seinem Sepp im Mähd vorgegangen und hatte die größte Mühe gehabt zu erreichen, daß sein Sohn ihn nicht überholte. Sepp aber mähte mühe-los und federnd und hielt eher etwas zurück. Das wuhrte den alten, erfahrenen Mähdern, mit dem es bis jetzt keiner im Dorf aufzunehmen gewagt hatte. — Und in sich ein: Sepp habe ihm zeigen wollen: man könne es im Raggerhof bereits ohne ihn, den Vater, machen.

Als er mit der Sense auf der Schulter heimging, wälzte er diesen Gedanken im Kopfe herum, mühsam wie einen mächtigen Steinblock. Dem Sepp aber hatte die Kraftanstrengung wohl getan und er fühlte sich viel frischer und froher als sonst.



Soldaten ziehen durchs Dorf Münster im Oberwallis.

Er jauchzte froh zurück, als die Mähder von den Nachbarheimwesen ihre Arbeitsfreude in den warmen Sommertag hinausjubelten. Dem Vater wares wie ein Stich ins Herz in seinem Argwohn: „Jetzt freut er sich, daß du alt geworden bist.“

So ging er heim und setzte sich hinter den Tisch zum „Z'nüni“. Als Sepp kam, hatte der Vater bereits ein großes Glas Most hinuntergestürzt und brütete starren Auges vor sich hin. Nun gab er sich einen Ruck und würgte mit unterdrückter Wut heraus:

„Dui Sepp, uislachä lah mi nid.“

„Was uislachä! Wer tuäd di uislachä, Vater?“ antwortete Sepp.

„Hi, hi, dr Unschuldig, ä halbä Heiligä, dämk du i, mii Buäb, dr Sepp!“

Sepp fuhr auf: „Ich dich uislachä, niä, Vater, niä!“

„So, nid, so nid, und de fahrd mä im Vater mit dr Sägässä fast i Bei niä, hä? I ha's scho verstandä, Sepp, i bi kei Esel, aber i bi nu nid so alt, weisch. Buäbli!“

Jetzt verstand Sepp und schwieg verdutzt; er hatte an so etwas nie gedacht.

„Chenntisch de mit diim Bättelschleipf i Raggerrain inä ziäh, hä, tuäsch ja gära ziglä, hä? Aber wart nu ä chli, wart nu ä chli, Schnuderbuäbli!“

Jetzt hatte Sepp genug. Wie ein wütender Eber sprang er auf und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß er in den Fugen ächzte.

„Vater, liig nid, nei, i bi kei so nä Tiifel, wed seist!“

Da ward Peter auf einmal ganz ruhig; er wußte, wenn Sepp sinnlos wütend war, verlor er die Überlegung und war dann hilflos: er spöttelte darum nur so leichthin.

„Mä, nei, än Aengel, wo Ziist statt Fäckä hed, hi, hi, kei Tiifel, nei, kei Tiifel, und d'Marii, s' Stožigbärg Ziäli, isch än Erzängel, hi, hi, hi!“

Wieder donnerten Sepps Fäuste auf den Tisch, gleich zwei Eisenhämmern, die Mostflasche zerschellte am Boden, Sepp schäumte vor Wut, aber am Vater zu vergreifen wagte er sich nicht, Marias Drohung stand vor ihm. Da nahm er die Schaballe, hob sie hoch und warf sie auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang. Peter rückte doch etwas

erschreckt in eine Ecke, aber jetzt fühlte er sich erst recht als der Stärkere und als Sepp kaum zu bändigendem Zorn knirschte:

„Vater, dämk, was d'redischt!“ da hänselte und höhnte ihn Peter.

„I weiß, was i redä, und wenn das Gschleipf mit em Stožigberg Ziäli nid uifherd, so han-i kei Buäb meh, so red-i jeß, Buäbli!“

Sepp sah nichts mehr und brüllte: „Rei, Vater, du bisch kei Vater, du bisch ä — —“

Er sprachs nicht aus, am schweren mußbaurünen Tisch krallte er seine Finger ein, daß die Fingernägel ins Holz eindrangen; dann warf er den Tisch gegen das Fenster, daß alle Fensterscheiben klirrend sprangen und der Fensterrahmen hinausflog. Peter war wie der Blitz weggesprungen, sonst hätte ihn der schwere Tisch zerschmettert. Sepps Gesicht war tiefrot. Da auf einmal fasste er sich an der Stirne und erbleichte; aus seinem Munde quoll rotes Blut, und wie eine gefällte Tanne fiel er sinnlos und schwer in dröhnender Wucht auf den Boden hin — durch den maßlosen Zorn war ihm eine Ader in der Lunge gerissen. —

„Jesus, Mariä und Josef, was gihds ai nu!“ schrie die Raggerhof-Mutter und kam in die Stube hineingesprungen und warf sich jammernd auf den Sepp. Peter stand schreckenbleich daneben, hilflos hingen ihm die mächtigen Hände herab, und der Mund war offen vor Schrecken und Angst.

6. Auf dem Raggerhof ist schwerer Kummer.

Sepp starb nicht. Die zähe Kraft seiner jungen Jahre rang sich durch, aber als er genesen war, kannte man ihn kaum mehr. Aus dem feurigen Heißsporn war ein trüber, schwermütiger, langsamer Mensch geworden, der die kraftvollen Glieder kraftlos gebrauchte. Der Arzt hatte die Achseln gezuickt, als man die ersten Zeichen geistiger Umnachtung bei ihm bemerkte und erklärt: „Wahrscheinlich hat auch ein Bluterguß ins Gehirn stattgefunden; vielleicht ist die Krankheit heilbar, vielleicht auch nicht.“ —

Sepp ging der Arbeit nach und floh die Menschen. Doch seine Arbeit war ziellos; er, dem früher alles rasch von Hand ging,

wurde nun mit nichts fertig.

Sepps Schwermut wuchs mit der Zeit. Wenn der Westwind oder der Föhn in den nahen Tannenwäldern rauschte, floh er wie eine aufgeschreckte Gemse in den Stall hinüber und verkroch sich ins Heu. Es war ein Kammer, den auch jetzt noch prachtvoll geformten jungen Menschen gleich einem Hündlein winseln zu sehen. Dann konnte er wieder Tage lang einsam im Walde herumstreifen, schaute sich versteckend, wenn Leute nahten. Oft wieder das Auge in weite Ferne gerichtet, irrte er einsam umher, fiel hilflos über Steine und kleine Felsblöcke hin, ohne sich großen Schaden zu tun.

„Der gehörte ins Irrenhaus!“ lautete

die — — und — sein Geld zu fordern, dazu hatte er ja das Recht, das mußte ihm selbst der Herrgott zugestehen, vielleicht hätte er etwas weniger hart sein können, aber —.“ Dann kroch wieder der Neue unsichtbarer Schatten über seine Seele: „Wenn jetzt aber der Sepp nicht mehr gesund wird, bist dann nicht du schuld?“ Er wehrte sich dagegen: trug den Kopf hoch, ging ebenso breitspurig wie bisher zum Kirchlein und bat den Herrgott um die Genesung Sepps wie einer, der alles durchsetzen konnte.

Man litt still im Raggerhaus. Die Mutter ward zum Schatten, der Kummer fraß an ihrer Lebenskraft. Peter aber hielt sich aufrecht, er wehrte sich gegen seine eigenen Mu-



Einzug der Freiburger Truppen in die Bundesstadt beim Generalstreik 1918.

das Urteil des Dorfes.

Die Mutter im Raggerhof grämte sich und magerte ab. Sie war immer eine stille Frau gewesen, nun ward sie noch stiller; man sah sie oft betend im Kirchlein, und ihr Haar erbleichte. Furchen reihten sich an Furchen auf der kummervollen Stirne, nicht Furchen, gepflügt zur Saat, sondern zur Sorge. —

An Peter kroch die Neue heran, langsam, aber stetig. Die Marie ward überall als das tüchtigste Mädchen weit herum gerühmt.

„Ist's etwa Gottes Strafgericht?“ fragte er sich in Augenblicken, wo er allein war.

„Dummheiten!“ tröstete er sich dann. Marie mag ja recht sein, aber für den Sepp wäre die nicht gewesen, und die Theres, ja

flagen und allmählich reiste ein Plan in ihm.

„Wenn man die Marie als Magd in das Raggerhaus dingte — vielleicht, daß Sepp dann wieder gesund würde.“ Die Frau stimmte lebhaft bei, als Peter ihr diesen Plan verriet. Peter aber mußte noch zuerst mit sich fertig werden.

„Die Theres würde sich freuen, die Här, und die Marie würde wohl hohnlächeln, und all die Bekannten würden ihm die Demütigung gönnen; nein, einigemale darüber schlafen wollte er noch.“

Aber es zeigte sich kein anderer Ausweg.

Schließlich nahm er den Sonntagsstaat herbor, schlüpfte in das schönste Paar Hosen hinein und kleidete sich von oben bis unten

in die Feiertagskleider und ging ins Nochbardorf zur Theres. — Ueberall, wo irgend etwas Neues zu sehen war auf dem einstündigen Weg, stand er still, verschränkte die Arme und schien eifrig den Gegenstand zu betrachten. In Wahrheit fürchtete er sich vor dem demütigenden Gang und suchte ihn hinauszögern so lange als nur möglich. — Dann ging er plötzlich mit einem Ruck in schnellen Schritten weiter und sah darüber nach, wie er die Theres wohl anreden könnte, ohne sich zu stark vor ihr zu erniedrigen.

Bevor Peter anklopfte, hörte und erkannte Theres seinen schweren Schritt und erschrak; ihr Herz schlug bang, aber sie hatte ja jetzt keinen Grund zur Furcht. Peter kam zur Türe hinein, den Hut sorglich in der Hand. Theres bot ihm einen Sessel; Peter nahm ihn nicht, blieb stehen. Er betrachtete seinen Hut und blies ein Stäubchen weg und glättete dann den Hutrand, drückte mit Daumen und Zeigfinger das „Hutgipfi“ zu recht, räusperte sich und war in großer Verlegenheit, sagte aber nichts. —

„Was wennd=er, Peter?“ fragte Theres bescheiden; sie hatte die Scheu Peters bemerkt.

„Jetzt kam's wie ein Gießbach aus seinem Munde.

„I chennts Marie bruichä as Magd, und dr Sepp, dr Sepp set ai epper ha, ja das set'r.“

„Was, dr Sepp?“ sagte Theres und stellte sich, als ob sie nichts von den Geschehnissen im Raggerhaus wußte, „dr Sepp bruicht ä keis jungs Meitli as Magd.“

Da klagte Peter der Theres den ganzen Jammer um Sepp in kurzen, abgerissenen Sähen, es ging schwer; denn es war eine harte Selbstanklage, und vor dem scharfen Auge Theresens konnte man nichts verbergen; denn sie wußte oder erriet alles. Theres, die den Sepp liebte, fühlte tiefes Mitleid.

„Ja, wenn s' Marii sälber will, chas gah, fragids sälber.“

Peter mußte eine halbe Stunde warten, bis Marie kam und dann den harten Kreuzweg bescheidener Bitte noch einmal gehen. Nun fühlte er, wie hart es ist, von der Güte anderer Menschen abhängig zu sein. —

Marie sagte ja, und am Abend noch holte Peter die Koffer Maries in das Raggerhaus. Man wollte Sepp überraschen und hoffte so, seine Gemütsstimmung zu ändern. Peter hatte allerdings immer noch seine Hintergedanken und sich gesagt: „geheiratet ist ja noch nicht, man kann immer noch machen, was man will; die vom Stoßigberg sind ja so arme Leute, die sich nicht wehren können.“ Schon lächelte Peter in sich hinein.

7. Ausklang.

„Aes hets si scho mängs eppä vo sälber ergäh, äs chauai d a s nu grätä.“

Marie hatte Sepp von Ferne schon am Abend gesehen. Er war auf einer Haubank gesessen, die Hände zwischen den Knieen gefaltet, stumm war er da gehauert und hatte nie aufgeschaut und sie nicht erblickt.

Am Morgen sollten sich Marie und Sepp allein treffen. Für Marie war es eine schlaflose Nacht zwischen Weinen und Beten, — hie und da ein kurzes Schlummern mit beängstigenden Träumen und dann ein jähes Aufwachen.

Sepp war unvermutet früh aufgestanden und wollte seine einsamen Wanderungen aufnehmen. Mit allerlei Ausreden hatte man ihn hingehalten, bis auch Marie in der Stube erschien.

Wie ein Blitz durchfuhr es Sepp, als er Marie sah; er warf sich auf einen Sessel und begann zu weinen, so schmerzlich, stöhned, wie es Schwermütige tun. Aus rot untränderten Augen schaute er Marie an. Diese streichelte ihm das wirre Haar und überwand sich zu einem frohen Lächeln, während der tiefe Schmerz ihr das Herz fast brach.

„Sepp, Sepp, kennst mi nu?“

„Ja, Marii, ja Marii, aber gang ä wäg vo miär, i bi i d' Hell abbä verflücht, gang, Marii, gang, Marii, s'isch uis.“ Dann murmelte er unverständliche Worte, die er im Munde langsam zerkaute, und brach wieder in makloses Weinen aus.

„Nei, Sepp, nei, Sepp“, bat Marie, „i bi ja biädr und i bliibä biädr, du bisch ja mi guätä Sepp!“

Sepp gab keine Antwort und weinte weiters und schüttelte bald den Kopf und



Schulstunde in einem Bergdörfchen. Nach einer Photographie von H. Stauder.

verbarg ihn bald in beiden Händen, bis schließlich Marie sich auch nicht mehr halten konnte und laut aufweinte:

„Bi verfluächt, i bi verfluächt i d' Hell abbä!“ murmelte Sepp, stand auf und ging. Sein Blick war wieder starr in die Ferne gerichtet; er ging rasch dem Walde zu, scheu vornüber gebückt, wie in ängstlicher Hüt vor einer Gefahr.

Im Raggerhause hatte man Hoffnung. Sepp hatte seit langem das erste Mal wieder etwas geredet und hatte Marie gekannt. Peter freute sich, die Mutter schaute wieder etwas fröhlicher drein; nur Marie konnte sich nicht trösten, sie weinte den ganzen Tag still vor sich hin — war das nun ihr Sepp?

Sepp kam am Abend nicht, das war öfters schon der Fall gewesen; er kam am folgenden Tage nicht; auch das war nichts Seltenes, aber als er am zweiten und dritten Tage auch nicht heimkehrte und niemand ihn gesehen haben wollte, ward man ängstlich. Die Mutter quälten bange Ahnungen, sie litt schwer und mußte sich zu Bett legen. — Peter und Marie suchten den Wald nach Sepp ab, sie riefen und fanden ihn nicht. Andere halfen suchen, und auch sie fanden lange nichts. Endlich — da lag Sepp wie friedlich schlummernd, mit gebrochenem Genick am Fuße eines kleinen, mit Gestrüpp überwucherten Felsens.

Als Marie ihn sah, lehnte sie sich an eine Tanne, sonst wäre sie umgesunken; lautes Stöhnen wie von großen körperlichen Schmerzen kam aus ihrer Brust. Peter sagte nichts, und weinte auch nicht: aber sein Gesicht war wie versteinert und sein Rücken bog sich. Er wollte seinen Sohn nach Hause tragen helfen, aber die Kniee knickten ein.

„S'isch um guät gangä, dem armä Tropf!“ füsterte einer der Träger seinem Genossen zu. Peter hörte es, und sein Rücken bog sich noch mehr, als ob man ihm eine Zentnerlast darauf gelegt hätte.

Daheim aber im Raggerhause machte jedes größere Geräusch einem Mutterherzen Pein. Wenn jemand am Hause vorbeiging,

um sich den Suchern anzuschließen, dachte sie, jetzt kommen sie, um mir zu melden, er ist tot. —

Aber jedesmal hatte das ungeduldige Herz umsonst gepocht. Wie wild es schlug und jetzt wieder wie langsam, doch die geängstigte Mutter dachte nicht an sich, sondern mir an ihren Sohn. —

Wer kam da? — ein Trupp fröhlicher Menschen; sie hörte ganz deutlich den Namen Sepp rufen, und dann ein lustiges Lachen als Antwort, war das nicht die Stimme ihres Sepps, — oder fieberte sie. Nein, doch nicht! —

Die Stimmen kamen näher, also hatten sie ihren Sepp gefunden, und er war gesund; denn er lachte wieder wie früher.

Sie sprang aus dem Bett heraus, ans Fenster wollte sie, und ihren lieben, fröhlen Sepp sehen. Da packte so etwas Eigenes, Schwarzes, Schweres ihr Herz, eine krallende, starke Hand preßte es zusammen. Mit einem Seufzer sank sie um. —

Leise ging man neben der Kammer, wo die Mutter schlief vorbei, man wollte ihr schonend den Tod ihres einzigen Sohnes mitteilen und trug darum den Toten flüsternd die Treppen hinauf in die Laube!

Peter hatte Marie gebeten, das Unglück der Mutter mitzuteilen. Marie nickte stumm. Als sie die Kammer betrat, da lag die Mutter vom Raggerhaus auf dem Rücken tot vor dem Bett. Marie rief ihren Namen, aber sie antwortete nicht, ein glückliches Lächeln lag um den Mund. Da kniete Marie nieder und schüttelte sie an den Schultern; keine Antwort, nur das tote Lächeln blieb. Da rief Marie laut, so laut sie konnte, um Hilfe.

Peter kam hereingelaufen und stöhnenend sank er auf die Leiche. Nun konnte er weinen, das Übermaß der Schmerzen hätte ihn sonst getötet.

Da vor der Mutter seines toten Sohnes weinte er sich all die Qual der Schuld und des Leidens vom Herzen. Die tote Mutter aber lächelte still. —